

me wird leider zu selten vernommen.» Es wird ihr gar kein Raum gewährt, selbst in unseren Gottesdiensten nicht, von den Kindergottesdiensten gar nicht zu reden. Wir meinen im Monolog rednern zu müssen, um so die Stille aufzufüllen. Dabei ist das Wort des Lehrers im Lern- und Kommunikationsprozeß nur eine Teilfunktion, wenn auch eine unentbehrliche. Neben den akustischen Eindrücken stehen die optischen, neben dem Aufnehmen die Aktivität, das Aneignen und dann vor allem das Schweigen, die Stille. Sind nicht in Reden und Predigten oft diejenigen Stellen die eindrucklichsten und die Sekunden die fruchtbarsten, in denen der Redner schweigt? Sollten wir nicht dieser dritten Stimme in unserer kirchlichen Arbeit und besonders im reformierten Raum mehr Raum verschaffen?

Max Picard ist in seinem ausgezeichneten Buche «Die Welt des Schweigens» diesen Dingen nachgegangen. Er schreibt dort: Das Schweigen gehört zu den Grundstrukturen des Menschen. Es besteht nicht nur darin, daß der Mensch aufhört zu reden. Das Schweigen ist nichts Negatives, es ist eine volle Welt für sich. Das Wort verkümmert, wenn es den Zusammenhang mit dem Schweigen verloren hat. Das Wort frischt sich auf am Schweigen.

Altdorf.

Emanuel Jung.

Einführung in die evangelische Theologie

Wolfgang Hammer hat in seinem Überblick «Neue Probleme in der evangelischen Theologie» den ständigen Wechsel der theologischen Fragestellung während der letzten Jahrzehnte dargestellt (s. «Kirchenblatt» S. 306). Wer selber ein halbes Jahrhundert lang die theologische Arbeit miterlebt hat, kann nur staunen, wie rasch dieser Wechsel sich vollzieht; aber nicht in gradliniger Richtung, so daß jeweils die jüngere Generation die Arbeit ihrer Väter übernehmen und weiterführen kann, sondern viel eher in einer Art Pendelbewegung. Die Probleme, die am Anfang des Jahrhunderts im Vordergrund standen, wurden eine Zeitlang durch andere, dringlicher erscheinende verdrängt; für die jetzige Generation stehen sie auf einmal wieder zuvorderst. Es gibt da offenbar keine fertigen Lösungen, die man weitergeben kann, die Probleme müssen immer neu durchdacht werden. Um so bedrückender stellt sich die Frage, wo denn in diesem ständigen Wechsel die eigentliche Aufgabe der Theologie bleibt. Gibt es da nicht ein Erstes, das allen andern Problemen voranstehen muß, wenn die Theologie den ihr aufgetragenen Dienst in der Kirche in rechter Weise tun will? So gewiß die Einzelarbeit an den verschiedenen Disziplinen ihr Recht hat und mit aller Sorgfalt getan werden muß, so unerläßlich ist die immer neue Be-

sinnung auf den Auftrag der Theologie. Karl Barth hat sich dieser Aufgabe unterzogen in den Vorlesungen, die er letzten Winter zum Abschluß seiner Lehrtätigkeit in Basel gehalten hat und die nun gedruckt vorliegen¹. Im Unterschied zur breit ausladenden «Kirchlichen Dogmatik» redet Barth hier knapp, in klarer Gliederung. Nach der «Erläuterung» folgen vier Teile mit je vier Vorlesungen, jede nur mit *einem* Wort als Titel: 1. *Der Ort der Theologie*: Das Wort, Die Zeugen, Die Gemeinde, Der Geist; 2. *Die theologische Existenz*: Verwunderung, Betroffenheit, Verpflichtung, Der Glaube; 3. *Die Gefährdung der Theologie*: Einsamkeit, Zweifel, Anfechtung, Die Hoffnung; 4. *Die theologische Arbeit*: Gebet, Studium, Dienst, Die Liebe.

Es ist ein langer Weg, den Barth vom jugendlich stürmischen Aufbruch im «Römerbrief» bis zu diesem reifen Alterswerk gegangen ist. Stationen dieses Weges sind die Bände der «Kirchlichen Dogmatik». Dabei hat Barth aber keinen Augenblick den «Ort der Theologie» verlassen, der ihm einmal ganz neu aufgegangen ist. Er beschreibt ihn sehr genau im ersten Kapitel: «Sie (die Theologie) steht und fällt mit dem Wort, das dem ihrigen vorangeht, durch das sie geschaffen, erweckt, herausgefordert ist. Ihr menschliches Denken und Reden wäre leer, nichtssagend, vergeblich, wenn es mehr oder weniger oder etwas Anderes sein wollte als ein auf jenes Wort antwortendes Tun» (25). Dieses Wort Gottes ist uns bezeugt durch die Propheten und Apostel: «Die Theologie hat ihren Ort also ein für allemal *unterhalb* dessen der biblischen Schriften. Sie weiß und bedenkt, daß es sich in diesen wohl um menschliche und menschlich bedingte, aber wegen ihres unmittelbaren Verhältnisses zu Gottes Werk und Wort um *heilige*, d. h. um ausgesonderte, Respekt und Aufmerksamkeit außerordentlicher Art verdienende und fordernde Schriften handelt. Sie ihrerseits hat in der Schule der prophetisch-apostolischen Menschen, entscheidend nur bei ihnen und bei ihnen immer neu, nicht diese und jene Richtigkeiten und Wichtigkeiten, sondern das Eine, worauf es ankommt, zu lernen. Sie hat es sich gefallen zu lassen, daß jene ihr über die Schulter blicken, ihre Hefte korrigieren, weil sie hinsichtlich des Einen, worauf es ankommt, *besser* Bescheid wissen» (40). Die Theologie hat zugleich ihren konkreten Ort in der *Gemeinde*: «Sie hat der Gemeinde und in der Gemeinde besonders ihren für Predigt, Unterricht und Seelsorge verantwortlichen Gliedern den Dienst zu leisten, sie immer aufs neue zur Auseinandersetzung mit der Frage nach dem rechten Verhältnis ihres menschlichen Redens zum Wort Gottes als dessen Ursprung, Gegenstand und Inhalt anzuregen und anzuleiten, sie im rechten Umgang mit dieser, der Wahrheitsfrage, einzüben, ihr

¹ Karl Barth, Einführung in die evangelische Theologie. 224 S., geb. Fr. 12.80. EVZ-Verlag, Zürich 1962.

ein rech
ser Sache
sie daran
lich ist,
arbeitet
Linien d
tig für d
am Schl
sagt. Die
Gottes u
nicht dar
«freien
«eine be
schaft».
so auch
tig ist ur
(67).

Das 2.
unter de
fenheit,
auch de
seine gar
verstehen
tigt, imm
tet wird.
danken
dieses ge
packt du
werk Go
uns heut
wird bes
kommt
bekomm
tes die F
serer Ze
Zauber
wird de
einen M
dernden
genstand
nen, ver
an ihn n
problem
sives, st
dem ge
Wissen
brauchba
these ge
loge, ob
Spiegel,
gleich ei
Freudigl
nennt d
Wissens
gesproch
nicht ve
im Spru

ein rechtes Verstehen, Denken und Sprechen in dieser Sache beispielhaft vorzumachen und einzuprägen, sie daran zu gewöhnen, daß hier nichts selbstverständlich ist, daß in dieser Sache wie gebetet so auch gearbeitet werden muß, und ihr zu zeigen, auf welchen Linien das zu geschehen hat» (50). Besonders wichtig für das Verständnis des Ganzen ist das, was Barth am Schluß dieses Kapitels über den *Heiligen Geist* sagt. Die Theologie ist wohl gebunden an das Wort Gottes und das biblische Zeugnis, aber sie verfügt nicht darüber; sie lebt nur von Gottes Wirken, in der «freien Luft» des Heiligen Geistes. Nur so ist sie «eine bescheidene, freie, kritische, fröhliche Wissenschaft». «Der Heilige Geist ist die wie der Gemeinde so auch der Theologie, die seiner schlechthin bedürftig ist und bleibt, sich frei erbarmende Lebensmacht» (67).

Das 2. Kapitel behandelt die *Theologische Existenz* unter den drei Stichworten Verwunderung, Betroffenheit, Verpflichtung. Das charakterisiert vor allem auch den Theologen Karl Barth selber. Man kann seine ganze theologische Arbeit von daher am besten verstehen, daß er selber durch das, was ihn beschäftigt, immer neu verwundert, betroffen und verpflichtet wird. Barth ist kein Systematiker, der seine Gedanken in ein wohl abgewogenes System bringt und dieses gegenüber andern Systemen abgrenzt. Er ist gepackt durch das unbegreifliche Geschehen, das Heilswerk Gottes in Jesus Christus, und sucht ihm den für uns heute faßbaren Ausdruck zu geben. Sein Denken wird bestimmt durch die göttliche Dynamik und bekommt dadurch selber einen dynamischen Zug. Es bekommt in seiner Gebundenheit an das Wort Gottes die Freiheit gegenüber den geistigen Mächten unserer Zeit, eine Offenheit für die Welt, ohne ihrem Zauber und ihrem Zwang zu verfallen. Von daher wird deutlich, was christlicher *Glaube* heißt: «Den einen Menschen in dem beschriebenen Sinn verwundernden, betreffenden und verpflichtenden Gegenstand der Theologie kann niemand nur meinen, vermuten, postulieren. Und so ist der Glaube an ihn nicht so etwas wie ein hypothetisches und also problematisches, sondern von Hause aus ein intensives, strengstes, gewisstes Wissen: ein solches, an dem gemessen vielmehr das vermeintlich sicherste Wissen diessseits jener Grenze nur als vielleicht brauchbare, aber grundsätzlich problematische Hypothese gewürdigt werden kann» (109). Jeder Theologe, ob jung oder alt, findet in diesem Kapitel einen Spiegel, in dem er sich selber prüfen kann, aber zugleich eine Darstellung der Theologie, aus der er neue Freudigkeit für seinen Dienst gewinnen darf. Barth nennt die Theologie immer wieder eine fröhliche Wissenschaft und fragt: «Warum gibt es so viel ausgesprochen trübselige, mit ewig besorgten, wenn nicht verbitterten Gesichtern herumlaufende, immer im Sprung zu irgendwelchen kritischen Vorbehalten

und Negationen befindliche Theologen?» Er wagt die Behauptung: «Ein Theologe dürfte und müßte ein, nicht immer auf der Oberfläche, aber immer im tiefsten Innern *vergnügter* Mensch sein. ‚Vergnügt‘ sein heißt nach dem guten alten Sinn des Wortes: sein Genügen gefunden haben. ‚Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens.‘ Ließe sich einer nicht genügen, was sollte er dann in der Gemeinde und was in der Welt? Wie sollte er dann als Theologe existieren? Daß sie ein verlorener Haufe ist, das weiß die Gemeinde auch so — nicht aber, nie genug, daß sie Gottes geliebtes und erwähltes Volk und als solches zu seinem Lob berufen ist. Und daß sie im Argen liegt, das weiß die Welt auch so (wie sehr sie sich auch immer wieder darüber täuschen mag) — nicht aber, daß sie in den guten Händen Gottes von allen Seiten gehalten ist. Der Theologe findet dann sein Genügen, er wird und ist damit ein vergnügter und so auch in der Gemeinde und in der Welt Vergnügen verbreitender Mensch, daß sein Erkennen als *intellectus fidei* in dem ihm durch den Gegenstand seiner Wissenschaft gegebenen *Gefälle* verläuft» (105 f.).

Daß aber in der Theologie nicht «alle Tage Sonnenschein» ist, macht gleich das folgende Kapitel *Die Gefährdung der Theologie* klar. Da ist sehr deutlich von der Einsamkeit, vom Zweifel und von der Anfechtung des Theologen die Rede. Das muß ausgehalten und ertragen werden; denn erst in der Bedrängnis wird die christliche *Hoffnung* wirksam. «Was der Theologe dann, weil seine Hoffnung auf den Herrn in der Gefährdung seines eigenen Tuns verborgen bleibt, an Einsamkeit, Zweifel und Anfechtung immer noch auszuhalten und zu ertragen hat, das wird er dann nicht nur ‚ein bißchen tapfer‘, sondern, mit Calvin zu reden, in der *alacritas*, der *bilaritas*, ja der *laetitia spiritualis*: in der Freudigkeit des Heiligen Geistes auszuhalten und zu ertragen wissen: als das Nein, das doch nur die Schale des heute und hier auch schon ihm geltenden Ja ist, das jene Schale endlich und zuletzt sprengen wird» (170 f.).

Das letzte Kapitel behandelt die *theologische Arbeit*. Daß es sich dabei nicht um ein in die freie Verfügung des Menschen gestelltes Werk handelt, wird einmal mehr dadurch hervorgehoben, daß Barth diese Arbeit zuerst als *Gebet* kennzeichnet. Der Gegenstand der theologischen Arbeit ist kein Etwas, auch kein höchstes, absolutes Etwas, sondern Einer, Gott selbst in seinem Werk, das als solches auch sein Wort ist. «Rechte Theologie wird, indem sie bedenkt, daß Gott nur als handelndes und sprechendes Subjekt ihr Objekt sein kann, implizit und indirekt notwendig Proskynon, Susprium und also *Gebet* sein. Alle liturgischen Bewegungen in der Kirche kommen zu spät, wenn nicht gerade ihre Theologie von ihrem Ansatz her liturgische Bewegung ist, in Proskynese ins Werk gesetzt wird» (181). Dann ist die Rede vom

Studium. Hier kommt in einer knappen Übersicht zur Sprache, was sonst in einer «Einführung» den Hauptplatz einnimmt: die verschiedenen Disziplinen der Theologie. Sie wird weiter als *Dienst* gekennzeichnet, als besonderer von anderen Diensten zu unterscheidender Dienst in der Gemeinde: «Sie hat gegenüber ihrer Predigt, Unterweisung und Seelsorge, die nicht oder doch nicht direkt ihre Sache sind, dazu die *Wahrheitsfrage* aufzuwerfen, um ihr zu bestimmten, von da aus möglichen Klärungen, deren sie bedürftig ist, behilflich zu sein.» Die letzte, das Ganze abschließende Vorlesung redet von der *Liebe*. Wer sie in der überfüllten Aula mitgehört hat, vergißt sie nicht mehr (s. den Bericht «Kirchenblatt» S. 87). So sehr Barth den Eros als Triebfeder wissenschaftlichen Forschens anerkennt, so unterscheidet er ihn doch klar von der christlichen Agape, die ihren Grund in Gottes Liebe hat. Sie ist das Prinzip, «unter dessen Herrschaft die Theologie allein die Verheißung hat, ein gutes, Gott wohlgefälliges und dem Menschen hilfreiches Werk zu sein, ohne dessen Wirksamkeit sie das nimmermehr werden noch sein kann». Ihr Gegenstand ist ja Jesus Christus, die Erfüllung des Bundes zwischen Gott und Mensch. «Der Gegenstand des theologischen Erkennens ist dieses Bundesgeschehen und in ihm die den Menschen mit Gott und Gott mit dem Menschen vereinigende *vollkommene Liebe*, in der darum keine Furcht ist, die darum alle Furcht austreibt, weil Gott in ihr den Menschen um seiner selbst willen und so auch der Mensch Gott um seiner selbst willen geliebt hat, weil da auf beiden Seiten kein Bedürfnis, Wünschen und Begehren, sondern nur eben die Freiheit *gratis* für einander da zu sein am Werk war: Gottes ihm *ursprünglich* eigene Freiheit für den Menschen und zugleich die dem Menschen *geschenkte* Freiheit für Gott — Agape, die zugleich von oben herab und in der Macht dieses Herabsteigens von unten hinauf steigt, beides, nein dieses Eine in der gleichen Souveränität» (220 f.). Das ist die entscheidende Voraussetzung, aber auch die Grenze der theologischen Arbeit, weil wir diese Liebe nie besitzen, sondern nur immer neu empfangen können. «Nach ihr sich auszurichten, sein biblischen Erkennen durch sie orientieren zu lassen, wird nie umsonst sein, wenn man weiß, wo man sie zu suchen hat. In ihm, in welchem der Bund zwischen Gott und Menschen erfüllt ist, *bleibt* sie, auch wenn die Theologen kommen und gehen, auch wenn es in der Theologie jetzt heller, jetzt dunkler zugeht, wie ja die Sonne auch hinter den Wolken, vielmehr siegreich über ihnen ‚die güldne Sonne‘ ist und bleibt. Um die vollkommene Liebe als um die *conditio sine qua non* rechter Theologie zu wissen ist auf alle Fälle besser als nicht um sie zu wissen» (223).

Aus dem kurz skizzierten Inhalt der Vorlesungen ist wohl das Besondere dieser «Einführung» deutlich geworden. Man kann es die große Offenheit für das

Wort nennen, in dem sich Gott dem Menschen zuwendet, und zugleich, weil es eben *Gottes Wort* ist, die unbedingte Bindung an dieses Wort. Aus dieser Bindung folgt die Freiheit gegenüber allen Mächten dieser Welt, eine Festigkeit, die nicht ohne Beweglichkeit ist, ein letzter Ernst, der aber den Humor nicht ausschließt. Ist das nun Barthsche Theologie? Sicher ist es das in der besondern Formulierung, wie sie hier vorliegt. Aber es wird hier doch zugleich schlicht und klar das gesagt, was die Grundlage jeder rechten evangelischen Theologie sein muß. Gewiß ist es kein abschließendes Wort, es muß immer neu durchdacht werden. Aber wenn in der jüngeren Theologengeneration die Neigung besteht, Barth als veraltet hinter sich zu lassen und zu neuen Erkenntnissen vorzustoßen, dann muß man doch mit einiger Sorge fragen, ob das Eine, was die evangelische Theologie konstituiert, auch da so im Vordergrund steht wie bei Barth, oder ob es nicht durch andere, aktueller erscheinende Probleme auf die Seite gedrängt wird. Das ist kein Urteil über die jetzigen Strömungen in der Theologie, sondern wirklich nur eine Frage. Denn in allem Wechsel der Zeit und der Generationen bleibt das Evangelium das gleiche. Es ruft uns immer neu zum Hören, Verstehen und Glauben auf. Bereitschaft zu solchem offenen Hören ist doch zu allen Zeiten das Kennzeichen rechter evangelischer Theologie.

G. W.

Kontakt mit der welschen Kirche und Theologie

Im Ökumenischen Institut Bossey fand vom 9. bis 14. September die diesjährige Semaine romande de théologie pastorale statt. Nach ihrem eigenen Programm hat sie sich vorgenommen, «die großen Probleme der theologischen Erneuerung der Gegenwart mit Rücksicht auf den Gottesdienst zu prüfen, sich für die Predigt wissenschaftlich und praktisch zuzurüsten, eine Arbeits- und Gebetsgemeinschaft zu bilden, die Beziehungen zwischen den welschen Kirchen und dem Ökumenischen Institut Bossey zu vertiefen».

1. *Der Rahmen.* Nun besteht ja an sich kein Mangel an kirchlichen und theologischen Tagungen. Was aber diese Theologische Woche von andern Veranstaltungen unterscheidet (darin sind uns die Welschen, wenn gleich zu Anfang ein «Urteil» erlaubt ist, kilometerweise voraus), ist die Verbindung von wissenschaftlicher Arbeit, theologischer Diskussion und freiem Gespräch einerseits mit Gottesdienst, Gebet und Stille andererseits. Das gibt dieser «Woche» ihr besonderes Gesicht und Gewicht. Es ist ein kräftiger Unterschied, ob nur «theologisiert», diskutiert und disputiert — oder ob auch gebetet, angebetet, Fürbitte getan wird, wobei wahrhaftig das freie, fröhliche Zusammensein gerade nicht zu kurz kommt, sondern

durch Freilassung Kontakte (auch) Unterschied zu erst zu seinem pragmatisch und doch frage ich Lebensgemeinschaft Früchte zeitige mäßiger Unter im Sinne ihre Wahrheit des mäßig-rationale Menschen ange Weg. Wo solch und Bindung, und durch den Christentum». tig haben? Sollte lismus jeder au nicht zu viel z spreche, daß ge jene Atmosphäre derlichkeit ausn war. Wo man s und das in eine wissen Stil, der miteinander stil letzte Wort hab wo gesungen u Abendmahl von niemand besond den (und es Pünktlichkeit h erst recht nicht der gottesdienst Dominieren. Un nicht ganz alltä VDM nicht. Ech etwas. Noch se tesdienstliche Le allem Gekünstel reformierter Nü sagen: Natürlich In den Vorträ der Exegese (A Neues Testame auch in der Prak men hätte referi stenmal seit 19 Pfr. Claude Brid der nächstens die an der Freien F in die Lücke. So gerne gefallen! V biblische Fundie nüchternes Abw wärtsschreitenwo

durch Freilassung von genügend Zeit für persönliche Kontakte (auch darin besteht ein bemerkenswerter Unterschied zu manchen andern Veranstaltungen) erst zu seinem vollen Recht gelangt. Es mag reichlich pragmatisch und theologisch bedenklich klingen, und doch frage ich mich allen Ernstes: Könnte solche Lebensgemeinschaft nicht bis ins Theologische hinein Früchte zeitigen im Sinne einer Überwindung lehrmäßiger Unterschiede oder, wo sie bestehen bleiben, im Sinne ihrer Überbrückung? Der Zugang zur Wahrheit des Glaubens ist doch nicht nur ein lehrmäßig-rationaler, sondern etwas, das den ganzen Menschen angeht, ist Leben; auch der Zugang ist ein Weg. Wo solche Verbindung besteht von Freiheit und Bindung, da geschieht praktische Theologie am und durch den Pfarrer im Sinne von «Einübung ins Christentum». Oder sollten wir VDM das nicht nötig haben? Sollte gerade da in vollendetem Individualismus jeder auf sich selbst gestellt sein? Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung ausspreche, daß gerade diese «Freiheit der Gebundenen» jene Atmosphäre der Herzlichkeit und echten Brüderlichkeit ausmache, von der die Tagung getragen war. Wo man sich gemeinsam beugt unter das Wort, und das in einer Weise, die fern ist von einem gewissen Stil, der eher abstößt als gewinnt, wo man miteinander stille wird vor dem, der das erste und letzte Wort haben möchte in Kirche und Theologie, wo gesungen und Abendmahl gehalten wird, ein Abendmahl von dieser Eindringlichkeit, da tritt auch niemand besonders hervor, nicht einmal die Leitenden (und es war eine stramme Leitung, die auf Pünktlichkeit hielt), auch nicht die Vortragenden, erst recht nicht die Votanten in der Diskussion. Aus der gottesdienstlichen Haltung heraus gibt es kein Dominieren. Und das war ein beglückendes Erlebnis nicht ganz alltäglicher Art, bekanntlich auch unter VDM nicht. Echter Gottesdienst bewirkt nun einmal etwas. Noch sei erwähnt, daß dieses intensive gottesdienstliche Leben fern war von aller Hypertrophie, allem Gekünstelten und Gemachten, sondern in echt reformierter Nüchternheit, am liebsten möchte ich sagen: Natürlichkeit, geschah.

In den Vorträgen wurde Bestes geboten, sowohl in der Exegese (Altes Testament: Prof. Martin, Genf; Neues Testament: Prof. Bonnard, Lausanne) als auch in der Prakt. Theologie, über die Prof. von Allmen hätte referieren sollen; doch konnte er zum erstenmal seit 1943 nicht teilnehmen. Für ihn trat Pfr. Claude Bridel von der Eglise libre von Lausanne, der nächsten die Professur für Praktische Theologie an der Freien Fakultät Lausanne übernehmen wird, in die Lücke. Solche «Lückenbüsser» läßt man sich gerne gefallen! Was er bot, zeichnete sich aus durch biblische Fundierung, kritischen Scharfsinn, kluges, nüchternes Abwägen wie auch entschiedenes Vorwärtsschreitenwollen, nicht zuletzt durch einen träfen

Humor, wie man denn überhaupt den Eindruck hatte, die Welschen besäßen den Sinn für die Realitäten, für «die gesunde Mitte», für das Mögliche, auch für die Gemeinschaft, wo wir Deutschschweizer, in der Gefolgschaft Deutschlands, so oft in der Gefahr stehen, daß jeder just mit *seinem* Stücklein Erkenntnis und seinem Spezialanliegen, vielleicht einem extremen, davonreist wie mit einem Raub, um ihn in der Ecke «für sich» zu verzehren. Mir scheint, daß wir von diesem Sinn für das Aufeinanderhören, für das Maßhalten und die Selbstbeschränkung in der Gemeinschaft, die päpstliche Selbstverabsolutierung von selbst überwindet, zu lernen haben. Von ungefähr kommt dieser «Sinn» nicht. Er ist die Frucht langer Arbeit. Er dürfte auch nicht einfach dem bekannten welschen Charme zuzuschreiben sein. Man spürt vielmehr, daß die Welschen «in Sachen» gottesdienstlicher Schulung und brüderlicher Zusammenarbeit schon einige Zeit am Werke sind. Man spürt den Segen einer intensiven Vorarbeit auf kantonalkirchlichem, zwischenkirchlichem und ökumenischem Boden. Auf diesen stellten uns auch die Abendvorträge von Pfr. Mobbs, der als welscher Kirchenbundssekretär über die jüngste Tagung des Exekutivkomitees des Weltkirchenrates in Paris orientierte, während Dr. Wolff vom Ökumenischen Institut Bossey seine Eindrücke von einer Begegnung mit den Kirchen in Rußland vermittelte. An einem Nachmittag wurde die Genfer Ausstellung «Chagall et la Bible» besucht.

2. *Das Bild.* Ich könnte auch sagen: das Thema. Es lautete: «Promesses et risques de la réforme du culte». Dazu legte Pfr. Bridel, im Anschluß an die Bestrebungen von Prof. v. Allmen, auch in kritischer Auseinandersetzung mit ihnen, Thesen vor. Sie wiederzugeben würde einen umfangreicheren Artikel erfordern, wäre es freilich auch wert. Hier seien lediglich einige Gesichtspunkte herausgegriffen:

Eindeutig und unmißverständlich wurde in reformierter Grundsätzlichkeit, mit Strenge und Fröhlichkeit zugleich das Wort Gottes als die einzige und unabdingbare Grundlage aller gottesdienstlichen Überlegungen hingestellt. Damit ist ein kräftiger Riegel geschoben gegenüber allen kultischen Tendenzen anderer Provenienz, seien sie geschichtlicher oder psychologischer oder allgemein-religiöser Art. Ausdrücklich wurde auch die Grenze gezogen zwischen christlichem Gottesdienst und allerhand Kultformen patriotischer, sportlicher oder gesellschaftlicher Herkunft.

Ebenso eindeutig wurde entgegen gewissen andern liturgischen Strömungen vor einer Zurückdrängung der Predigt gewarnt. Gottesdienstliche Erneuerung kann niemals auf Kosten der Verkündigung geschehen. Vielmehr kann eine Gottesdienstreform nur ein Teil einer Totalreform (inklusive Predigt!) sein. Allerdings wurde ebenso klar ausgesprochen, was bei uns gelegentlich in Frage gestellt werden will, daß der Gottesdienst die Mitte des Gemeindelebens ist und erst